

Frauen = Zeitung.

Ein Organ für die höheren weiblichen Interessen.

Preis:
15 Sgr. vierteljährlich.

Begründet und fortgesetzt
von

Inserate:
2½ Sgr. die Zeile.

4. Jahrgang.

Louise Otto.

2. Quartal.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-Expedition.

Motto: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen.

Nr. 20.

Sonntag, den 23. Mai.

1852.

Versuch einer Kritik des Socialismus.

Von Minna Zimmermann.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 19.)

Bemerkenswerth ist noch, was in dieser Hinsicht Considerant, einer der geistreichsten Schüler Fourier's aufgestellt hat, ebenso die scharfsinnigen Raisonnements Proudhon's. Der Letztere hat seine Angriffe gegen die Beweismittel gerichtet, mit welchen man das herkömmliche Recht des Besitzers zu vertheidigen gesucht und mit siegender Gewalt denselben ihre Schwäche und Unhaltbarkeit nachgewiesen. Wir können diese Seite ganz aus der Frage lassen, denn ob die Juristen geirrt oder nicht, darauf kommt nichts an. Wie Considerant sagt: „die vorhandenen Gesetze können nur unter der Bedingung existiren, daß sie falsch sind, da sie nur in Ermangelung des einzigen Gesetzbuches, welches wahr sein kann (der Natur) existiren“, so kann diese Entscheidung nur vom natürlich-sittlichen Standpunkt aus gesucht werden, und ist sie hier gefunden, so wird die Wahrheit oder Unwahrheit der juristischen Beweise sich von selbst darlegen. Wir haben es hier nur mit Considerant's Anschauung zu thun. — Seine Ansicht erfaßt die Erde, als den Allen gemeinschaftlichen Schauplatz, als dessen gleichberechtigte Nutznießer alle vorüberwandelnden Geschlechter anzusehen sind; ein Jeder würde also Anspruch an den Besitz einer Stelle auf dieser Erde haben, so groß oder so klein, als bei gleicher Vertheilung unter Alle, auf ihn fallen würde. Dies bildet ein ursprüngliches Eigenthum, auf das jeder ein Recht hat. Nun kommt aber die Arbeit hinzu. Das durch sie hervorgebrachte Kapital soll Eigenthum

dessen sein, der es gewonnen, er soll die freie Verfügung darüber ansprechen dürfen. Indes wird nicht Alles Hervorgebrachte von jeder Generation auch verbraucht, es bleiben Gegenstände zurück und der dadurch erhöhte Werth der Erde vergrößert das Kapital, an das jeder Neugeborene Anspruch hat, und zwar gleichen Anspruch mit allen Andern. Considerant übersteht hier einen Widerspruch. Er giebt dem Arbeiter ein freies Verfügungsrecht über das von ihm Gewonnene, behauptet aber zugleich, das Alles vom lebenden Geschlecht nicht Verbrauchte dem folgenden als Gemeingut verbleibe. So kann den streng genommen der Producent, hat er mehr gewonnen, als sein Bedürfnis erheischt, über dieses Mehr nicht entscheiden, sondern nur über das, was er nicht entbehren kann. Jemanden aber gestatten, zu verkaufen oder zu verschenken, was er selbst braucht, heißt seiner spotten. Auch läßt er diese unberechenbare Forderung wieder fallen. Sein wörtlicher Ausspruch heißt: Jeder Mensch besitzt rechtmäßig eine Sache, welche seine Arbeit, sein Verstand, oder allgemeiner ausgedrückt, seine Thätigkeit geschaffen. Hier fließen die Vorstellungen schon untrennbar untereinander; das, was die Erde gegeben und die Arbeit hinzugefügt, ist schwer zu unterscheiden. Der Mensch vermag materiell nichts zu schaffen, er kann dem Volumen der Erde kein Atom hinzufügen, sondern den vorhandenen Stoff nur umformen, ihm Gestalt geben wie sie seinem Bedürfnis entspricht. Es würde ihm also, betrachtet man die Erde als Gemeingut Aller, nicht der Stoff, aus dem sein Werk besteht, sondern nur die Gestalt gehören, und selbst diese wohl selten ganz, wenn man die Vorarbeit vergangener Geschlechter mit in die Berechnung aufnimmt.

Dies reducirt sich aber auf sehr geringes und der Hauptsache nach ist das persönliche Eigenthum schon aufgehoben, denn es würde eine Verneinung des Erbrechts folgen müssen. Considerant nähert sich hier Bazar. Was aber die Aufhebung des Erbrechts bedeutet, ist schon gesagt worden. Beide haben das gleiche Schicksal. Sie fangen mit einer Bejahung des Eigenthums an und hören mit einer entschiedenen Verneinung auf, wider ihren Willen. Man sieht, sie ringen mit unendlicher Mühe, von dem Magnetenberge abzulenken, der sie immer wieder in seine verderbliche Nähe zieht.

Es ließe sich nun dem Considerant'schen System leicht ein Gegensatz bieten. Welches ist die Aufgabe des Menschengeschlechts, der Zweck seines irdischen Daseins? Von Niemanden wird es wohl ernstlich bestritten werden können, daß dasselbe auf die Erde gesetzt worden, um seine Vervollkommnung anzustreben, wenn aber auch Gegenbehauptungen aufgestellt werden, die Gegenbeweise müssen fehlen. Hier ist die Grundlage aller socialistischen Irrthümer. Durchweg vom Edelsten bis zum gemeinsten Vorkämpfer in dieser Sache, herrscht die Omnipotenz, der Mensch sei geschaffen für den Genuß; aus ihr resultiren alle Verirrungen der Schule. Halten wir aber jenen frühern Gesichtspunkt fest! Hat der Mensch der Vervollkommnung einen bestimmten Zweck auf Erden, so muß er auch sein Dasein erhalten können, damit ihm die Erfüllung möglich werde. Da diese Bestimmung eine gemeinsame ist, müssen auch die Bedingungen derselben gemeinsam sein. Alle Menschen haben Ansprüche an die Güter der Erde, sie dürfen sie brauchen während ihrer irdischen Wallfahrt, dann gehen sie hinweg und Keiner kann mit sich nehmen, was er gebraucht, es bleibt zurück für seinen Nachfolger. Jeder ist zur Thätigkeit bestimmt, sie ist sogar das einzige Mittel zu der Beredlung, in welcher seine Lebensaufgabe eingeschlossen liegt; Jeder hat für seine Arbeit den Gebrauch des Erschaffenen gehabt, aus seinem Wirken den Genuß und den sittlichen Gewinn gezogen; er hat seine irdische Bestimmung dadurch erreicht und ist abgefunden. Kann eine solche Auffassung für ganz widersinnig erklärt werden? Dennoch ist in ihr, mit der Aufhebung des Erbrechts, das persönliche Eigenthum vernichtet. Wir wollen indeß dieser Auffassung eine Frage entgegenstellen. — Ein Schiffbrüchiger wird an ein kleines Eiland ausgeworfen, er baut sich eine Hütte, arbeitet, und seine Existenz ist gesichert. Später tritt noch ein Zweiter auf dieselbe Weise ans Land, beide können von dem gewonnenen Vorrath nicht leben, wer soll den Vortrang haben? — Nach Considerant kann der neue Ankömmling sagen: Dir gehört die Hütte, doch nicht der Boden, auf dem sie steht, an ihm habe auch ich meinen Theil; aber auch die Hütte ist nicht ganz dein, denn der Stoff

ist dem Boden entnommen. Dir gehört die Ernte, aber nicht der Erdsack, auf dem sie erwuchs, und das Samen Korn nicht, denn es ist ein Geschenk der Naturkraft, die auch für mich wirkt. Mir gebührt vor allem ins Besondere noch daran der größte Theil, weil Du mein Eigenthum so lange allein benutzt; so gebe denn weg, damit ich an Deine Stelle trete. Wer soll nun bleiben und den Andern ins Meer stürzen dürfen? Der Socialismus sagt: Der Zweite! — Beide Insulaner werden ihr Recht behaupten und Keiner es beweisen können. — Der Erste kann mit gutem Verstande erwidern: Ich habe all' dies durch meine Bemühung erst nutzbar gemacht, ohne mich wäre auch für Dich nichts da. — Vielleicht wird man hier einwerfen, das Gleichniß hieße, die Erde könne alle ihre Bewohner ernähren, darum sollen Alle leben, die erst Gekommenen wie die Letzten. Wahr! Die Erde kann Alle erhalten, aber leider nicht in ihrem gegenwärtigen Zustande; leider ist heute der europäische Boden das enge Eiland, das nur einem Theil seiner Bewohner Obdach giebt. Also zurück zu jener Insel! — Wie sollen der Besitzer und der Neuling sich vereinigen? Mit der Faust! Dann würde doch nur der Stärkere leben. Sollte es nicht der Billigkeit entsprechen, wenn der alte Ansiedler spräche: Ich will Dir geben von dem Meinigen, damit Du lebest, gib mir aber wieder, wenn Du Dir genug erarbeitet und noch etwas mehr als das Entlichene, weil Du die Sache ohne Mühe jetzt doch gleich fertig hast zum Gebrauch. Nein, spricht Proudhon, er soll für seine Mühe nichts haben, soll auch das Anlehen nicht wieder erhalten, wenn er gleich darbe, so wills die Gerechtigkeit!

Ueber das Verhältniß der Menschen zur Erde ließen sich gewiß noch mancherlei Ansichten entwickeln, die eben Ansichten sein würden. Es will uns fast bedünken, als könne die Vernunft in diesem Fall die Entscheidung durch sich nicht übernehmen; allein sie kann ja manches nicht. Vermag sie, wie Kant sinnreich gezeigt, keine Beweise aufzustellen für das Dasein Gottes, so ist es ihr nicht möglich, unumstößliche Gründe darzulegen für die persönliche Unsterblichkeit — nun so mag sie sich immerhin beruhigen, wenn sie auch keine Beweise beibringen kann für das Recht der persönlichen Besitzer. Sie beweist das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele nicht. Es lebt darum doch Jeder in dem festen Glauben an eine weltregierende Vorsehung, und in der trostreichen Hoffnung bewusster Fortdauer, und die es anders behaupten, sprechen eine heroische Lüge. Wo wird man denn aber den Beweis für das Eigenthumsrecht finden, ohne den die Socialisten sich nicht beruhigen wollen? Man wird ihn genau auf derselben Stelle entdecken, wo die Beweise für Gott und Unsterblichkeit liegen, in der vergönnten,

heiligen Kraft, die höher ist als Vernunft, in dem sittlichen Gefühl. Dieser Richter kann keinen andern Ausspruch thun, als: Jeder Mensch hat das Recht zu besitzen, was ihm auf rechtliche Weise zugefallen, d. h. ohne Diebstahl und Betrug. — Gewiß, der Logiker wird nicht zufrieden sein mit diesem Urtheilspruch und immer nach Beweisen rufen, der Vernunft entnommen. — Lassen wir ihn! Er kann ja sein eigenes Dasein durch die Vernunft auch nicht beweisen, sondern muß es der practischen Wahrnehmung glauben und ob zwar beschämt und mit tiefem Erröthen, als ein Pastulatum anerkennen.

Wie aber verhalten sich nach diesem Ausspruch die Rechte des Ankömmlings auf Erden den ältern Jüngern gegenüber? Dies geht hervor aus der Bestimmung seines Daseins. Er soll seine Vollkommenung durch Erhöhung und Veredlung seiner Kräfte bewirken; da er dies, als hilfloser Säugling durch sich selbst nicht kann, hat er den Anspruch auf die Pflege seiner Kindheit und eine Erziehung, die ihn in den Stand setzt, seine Aufgabe durch sich selbst zu lösen. Diese Forderung richtet sich zunächst an seine Eltern. Allein er hat auch ohne Zweifel das Recht, von der Gesellschaft, deren förderndes Mittel er sein soll, zu verlangen, daß sie es ihm möglich mache, durch seine Thätigkeit sich selbst und ihr zu nützen. Und diese Bedingung erfüllt sie gegenwärtig nicht. So sehr also die französische Bourgeoisie in ihren Recht ist, wenn sie sich gegen eine Lehre erklärt, deren Grundsatz Vernichtung des Eigenthums ist, eben so sehr ist sie im Unrecht, indem sie das Dasein all' der wirklichen Uebel in Abrede stellt, in welchen jene ihre Entstehung gefunden. Ob indeß die Bourgeoisie in Frankreich oder wo immer, im Stande ist, diesen Uebeln Abhilfe zu verschaffen, darauf lassen Sie uns noch kurz unsere Blicke richten.

Wo haben diese Uebel ihren Sitz und ihre Entstehung? Die socialistische Schule selbst, in ihrem gegenwärtigen Stadium, giebt darüber Auskunft, und das ist der Preis ihrer Mühe; sie hat die Erkenntniß auf den richtigen Punkt geführt, daß die Entstehung des Proletariats ihren Grund in dem ungenügenden Absatz der Fabrikate habe. Würde hier eine Abhilfe gefunden, so müßte sich die Arbeit vermehren, der Gewinn daran erhöhen, die Konkurrenz der Arbeiter unter einander unschädlich werden, der Gewerbleiß sich erweitern, und endlich allgemeine Thätigkeit und Wohlstand die Folge sein. Allein gegen das Uebel hat der Socialismus kein vollgültiges Heilmittel vorgeschlagen und es scheint überhaupt noch nicht gefunden. Ueberall richtet man, wenn der Markt im Innern verödet, sehnennde Blicke auf das Ausland. Aber jedes Land kann ja Fabriken anlegen und seinen Gewerbleiß erhöhen. Es ist ein böses Zeugniß für die Radikalität dieses Hilfsmittels,

daß sich mit jedem Fortschritt der allgemeinen Bildung und Thätigkeit seine Wirkung verringern muß. Auf die Dummheit und Ungeschicklichkeit Anderer rechnen, kann das die Menschheit retten? — England errichtet seinen Glaspallast, um allen Völkern der Erde zu zeigen, daß sie nichts Besseres thun können, als seine Fabrikate zu kaufen; aber es wird ihm nichts helfen. Die Völker werden von einander lernen, ihre Wissenschaft und Industrie wird sich allmählich auf den gleichen Standpunkt stellen und damit werden die bisher vorhaltenden Abzugs-Kanäle vollkommen vertrocknen. Es bleibt schlechterdings nichts Andres übrig, als seine Aufmerksamkeit auf den Markt im Innern zu richten, die Verbrauchsfähigkeit des eignen Volks zu vermehren. — Ob wohl in dem Proudhon'schen Projekt diese Aufgabe gelöst ist? Durch die Volksbank und die Aufhebung des Zinses soll eine Vermögensausgleichung statt finden, indem ein Theil der Kapitalien, die sich jetzt in den Händen der Bourgeoisie befinden, in die des Volks übergeht. (Wir nehmen hier für einen Augenblick die Möglichkeit der Ausführung an.) Wird dadurch der Verbrauch im Lande größer werden? Das was der Arbeiterstand gewinnt, verliert der Besitzstand; er wird also genau so viel weniger konsumiren, als jener mehr verzehrt, folglich wird keine Elle Zeug und kein Pfund Brot mehr verkauft werden. Wie soll aber der Arbeiter besser leben als so lange, wenn er seine Arbeit nicht besser verwerthen kann. Er häuft seine Fabrikate auf als todt's Kapital. Von den Zintressen seines zinslos eroberten Vermögens kann er nicht leben, es giebt ihm Niemand welche, denn der Zins ist aufgehoben. Hier ist der geschlossene Ring! Es bleibt Regungslosigkeit und Elend überall, müßiges Verzehren und dann Hunger. — Gewiß hat Proudhon dies gefühlt, denn sein scharfsinnigstes Werk spricht keine andere Absicht aus, als zu zeigen, daß es überall keine Hilfe gäbe.

Dennoch giebt es Hilfe, man suche sie nur auf dem rechten Punkt. Das Mittel ist so einfach und natürlich, daß man längst gefunden haben würde, wenn man nur nicht auf einen künstlichen Ausweg bestände. — Man lasse jeden für sich selbst sorgen, so wird Jeder genug haben. Geschieht das denn nicht? werden Viele hier fragen. Nein, es geschieht nicht. Principiell arbeitet nur die eine Hälfte des Menschengeschlechts, die männliche nehmlich, und dennoch sollen Alle leben! Richten Sie, meine Leser, ihre Aufmerksamkeit auf diesen einzigen Punkt. In der heutigen Gesellschaft lebt jede Familie des Besitzstandes — da dessen Bedürfnisse die raffiniertesten sind, also am meisten ins Gewicht fallen — nur von dem Erwerb des Mannes; der Verbrauch von Mann und Frau geht auf eine Rechnung und muß daher ungefähr um die Hälfte geringer sein, als

er sein würde, wenn das natürliche und vernünftige Princip überall angenommen wäre, daß Jeder sich durch eigne Thätigkeit erhalten müsse. Hierin liegt der einzige Grund für die Unregsamkeit in der Industrie. Der Mensch ist von Natur so eingerichtet, daß er verbraucht, was er erschafft und umgekehrt eben nicht mehr bedarf, als seine Kräfte ihm hervorzubringen gestatten. Wer genießt, ohne selbst dafür gewirkt zu haben, lebt nicht nur vom Fleiß Anderer, sondern von dessen unentbehrlichen Bedürfnissen. Also nicht der Reiche ist es, der das Mißgeschick der Gesellschaft verschuldet, wie sehr der Zorn der Socialisten sich auch gegen ihn richte — denn dieser treibt in der Verwaltung seines Vermögens immerhin ein Geschäft, das mehr oder minder nützt — **wir** sind es, meine freundlichen Leser, **wir Frauen**. Traurig aber wahr. — Ist dies indeß so ganz unsre Schuld? Sind wir so unbrauchbar, so träge? Ich denke: nein! Leidet doch die Frauenwelt selbst so viel bei dieser Bestimmung! Es ist nur der Standpunkt der Zeit, die Ideen sind es, in denen die Gesellschaft befangen. Die Menschheit ist eben noch nicht weiter, ihre Gesittung ist keine höhere, als daß sie mit Pein und Mühe, durch die Arbeit von Jahrtausenden so weit gekommen ist, anzuerkennen, daß jeder Mann um seiner selbst willen da ist; sie hat sich noch nicht zu dem Schluß erheben können, daß jedes Menschenwesen diese Bedeutung habe. Wie könnte sie sonst den Grundsatz geltend machen, daß die Frau, wenn der Mann ihrer bedarf, der Verbindung mit ihm ihre ganze Kraft weihen, dafür aber auch ihren Unterhalt von ihm empfangen müsse; vollkommen die Bedingung der Slaverie. Indes wem fällt dies auf! Wer denkt wohl daran, daß Griechenland und Rom einst untergingen, weil sie die Arbeit nicht für die allgemeine Pflicht des Menschen erkannten. Man lebt aus alter Gewohnheit gedankenlos aus der Hand in den Mund. So lange es der Familie möglich ist, vom Einkommen des Mannes zu leben, lebt sie davon; wenn es schlecht geht, schränkt sie sich ein zum Nachtheil der Industrie, nur wenn es gar nicht mehr geht, nimmt die Frau ein Geschäft in die Hand. Die lieben Töchter aber werden erzogen und dann auf Wartegeld gesetzt, bis irgend Wer sie heirathe und ernähre. Daß diese Stellung mit den Forderungen der Menschlichkeit kontrastirt, daß das ganze Geschlecht tief herabgewürdigt ist durch sie, empfinden heute noch Wenige, denn das sittliche Gefühl ist nicht bis auf diesen Punkt ausgebildet; Daß der Wohlstand und das Gedeihen des Völkerlebens von der Selbsterhaltung der Frau abhängt, wird noch weniger erkannt, denn die bisherige Anschauungsweise sträubt sich dem Verhalten derselben eine so große Wichtigkeit beizulegen. Wenn dies nun trostlos erscheint für die Entwicklungen

der Gegenwart, so läßt sich dagegen nicht übersehen, daß eine andere Annäherung an den Entscheidungspunkt hie und da statt findet. Proudhon sagt: Die Frau wird alle Tage wichtiger! Sein rastloses Denken mußte ihn zu der Stelle führen, wo ihm mindestens die Oeffnung aufging, hier sei mehr enthalten, als man so lange geglaubt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei unausgesetzter Forschung, sich ihm die ganze Wahrheit enthüllen müsse. Erst dann wird der Socialismus seine Aufgabe gelöst haben; dann wird Alles Gefährliche, Zerfetzende aus ihm geschwunden sein und aus dem trüben, jährenden Most der goldne Wein geklärt und geläutert hervorgehen. Nur noch einige Tage Ruhe für Frankreich, ein nichts-sagender Präsident für die mächtige Republik und der große Wendepunkt ist erreicht, von dem aus der Menschheit sich eine neue Zukunft eröffnet.

Was aber soll Deutschland thun in dieser Sache? Wird es keinen Theil haben an der Neugestaltung der Welt? Das ist unmöglich! Welche Rolle dem deutschen Volk zugefallen bei dem großen Werk, läßt sich leicht erkennen.

Die Frage hat zwei Seiten: Nothwendigkeit und Sittlichkeit. Man kann zu der Erkenntniß gelangen, daß der materielle Vortheil der Gesellschaft, eine naturgemäße Stellung der Frau verlange, welche Selbsterhaltung bedingt, und Frankreich wird es wahrscheinlich sein, daß von dieser Seite dahin gelangt. Dadurch ist aber für die andre noch nichts gewonnen. Denn das Weib würde als nothwendiger Hebel des allgemeinen Wohlstandes immer noch als Gebrauchsgegenstand erscheinen, unter welchem Gesichtspunkt die gegenwärtige Anschauung sie erfaßt. — Eine sittliche Berechtigung wird sie erst dann erlangen, wenn man die Selbsterhaltung nur als von ihrem eignen Interesse gefordert, und zugleich als die unentbehrliche Grundlage betrachtet, auf welcher sie ihre höhere Entwicklung, als innerlich selbstständiges Wesen zu erringen berufen sei. Und von dieser Seite aus sich dem Centralpunkt der Frage zu nähern, das glauben wir ist der Beruf des deutschen Volkes, das sein vorwiegender Protestantismus befähigt, in den tiefen Geist des Christenthums einzudringen, dessen individuelle Natur jedem Menschenwesen das freie Recht der Selbstbestimmung zuspricht. Welcher Antheil wird bei dieser Aufgabe den deutschen Frauen wohl zufallen? —

Ercheinungen.

Eine triviale, rationalistische Aufklärungssucht half sich damit, Alles was sie nicht auf dem breitgetretenen Wege ihrer Anschauung erklären konnte, ohne Weiteres zu leugnen, als Aberglauben, Betrug oder Dummheit zu verdammen.

Diesen nüchternen Standpunkt einer einseitigen

Verstandesrichtung fängt man endlich an zu verlassen. Man beginnt den Dingen auf den Grund zu gehen und auch die Nachttheile der Natur in das Auge zu fassen. Schon Göthe hat gesagt, daß eine Zeit die nicht abergläubisch sei, d. h. die alles übernatürlich und wunderbar Erscheinende leugne, sich damit selbst ein Armuthszeugniß ausstelle, indem sie an den Fortschritt der Wissenschaft verzweifelt. Die verborgnen Kräfte in der Natur, welche jene, dem gemeinen Menschenverstand unerklärlichen und darum von ihm geleugneten Erscheinungen hervorbringen, die er in das Bereich des Gespenster- und Aberglaubens wirft, erkennt eine weiter sehende Geistesbildung freudig an und vertraut der rastlosen Thätigkeit und Weiterentwicklung der Wissenschaft die endliche Lösung aller ihrer Räthsel.

Welche Räthsel hat nicht schon der ungeheure Fortschritt der Naturwissenschaft neuester Zeit gelöst! Der Dampf, das Daguerreotyp, die Infusorien verrichten keine Wunder mehr — und wer hätte es sonst nicht für Hexerei erklärt, wenn man Hunderte von Menschen durch die Anwendung von ein wenig Wasser und Feuer mit der Schnelligkeit des Vogels durch die Länder zu bringen versprochen und in ein paar Minuten durch die Hilfe eines Sonnenstrahls das Bild eines Menschen dauernd hinzuzaubern vermocht, oder von beweglichen Bergen geredet hätte, ehe diese Naturkräfte und ihre Wirkungen entdeckt waren?

Solchen Thatsachen gegenüber ist die Bornirtheit unbegreiflich, mit welcher gerade auch viele Anhänger der Naturwissenschaft sich achselzuckend von Dingen abwenden, welche dieselbe bis jetzt noch nicht zu erklären vermochte. Sie wollen dadurch den Aberglauben vernichten, daß sie gewisse Erscheinungen als Ammenmärchen und Aberglauben verspotten — aber sie gleichen damit nur dem Vogel Strauß, der seinen Kopf verbirgt, um den Verfolgern zu entinnen. Die Erscheinungen bleiben und werden von andern gesehen, wenn auch nicht von denen, die sie nicht sehen wollen. Was die Wissenschaft sich nicht bemühen will zu erforschen und zu erklären, was der gemeine Menschenverstand mit rationalistischer Aufklärerei übersättigt, sich anzunehmen weigert, das besteht darum doch und giebt nun erst ein Feld ab für Aberglauben, Betrug und Ueberspannung.

So geht es z. B. mit vielen Erscheinungen auf dem Gebiet der Electricität, des Magnetismus und des Somnambulismus.

Noch eine neue Kraft, welche dahin gehört, ist jetzt entdeckt worden, das Od. Die Augsb. A. Ztg. enthält jetzt „Odisch-magnetische Briefe“ welche darüber handeln. Der Verfasser beschreibt diese neue Kraft als stark einwirkend auf sensitive

Personen und sich in verschiedner Weise durch Kälte und Wärmegefühl, Leuchten u. s. w. kund gebend. In einem dieser Briefe schreibt er: „Sie wissen doch, daß die abgeschiednen Seelen der Verbliebenen eine Zeit lang feurig auf ihren Gräbern umherwandeln, bis sie alles Irdische, daß sie dießseits noch anging, gelöst, gesühnt und ewige Ruhe gefunden haben? Sie schauen mich zweifelhaft an? mir ist es Ernst, denn diese Geister werden ja gesehen, Sie können genug Zeugen vernehmen. Sie werden aber auch von ihrer Aergerniß gehört haben, daß es nicht Jedermann gegeben sei, Gespenster zu sehen, sondern daß nur gewisse Menschen ausgewählt seien, ihrer ansichtig zu werden. — Ich wollte dann wissen, ob ich mit den feurigen Todten nicht auch Bekanntschaft machen könnte. Fräulein Leopoldine Reichel, eine Sensitive, willigte ein, in einer recht finstern Nacht auf den Friedhof von Grünzing bei Wien geführt zu werden. In der That sah sie auf mehreren Gräbern feurige Erscheinungen. Darauf nach den ungeheuern Leichenhäfen von Wien gebracht, sah sie eine Menge Todtenhügel mit bewogten Leuchten besetzt. Sie machten gleichförmige Bewegungen hin und her, fast wie Reihen Tanzende. Einige waren fast groß wie Männer, andere klein am Boden kriechend wie zwerghafte Kobolde. Alle aber waren in den Reihen der jüngern Gräber; die alten Grabhügel trugen keine feurige Bewachung. Fräulein Reichel ging schüchtern und langsam auf sie zu. Mit ihrer Annäherung verfloßen die Gestalten, sie erkannte, daß es nichts anderes als leuchtende Nebel waren. Da wagte sie sich hinein und fand Nichts als leuchtenden Dunst; in einen davon ging sie unerschrocken hinein; er ragte ihr bis an den Hals und sie konnte ihn mit der Bewegung ihres Kleides verwehen. Der Tanz lösete sich auf in die Bewegungen des Windes, der mit all' diesen Leuchten gleichförmig gespielt hatte. Ein andermal schickte ich vier sensitive Personen auf den Friedhof zu Reßring. Es war ganz finster, auf den Gräbern aber sahen alle die feurigen gespenstigen Gestalten mehr oder minder stark, je nach der Höhe ihrer sensitiven Reizbarkeit. Sie fanden es wie leuchtende Luft auf jungen Gräbern. Was war, was ist denn das? Gar nichts anderes als die faulenden Miasmen, welche die Gräber aushauchen und die über ihnen in die Luft aufsteigen, wo der Wind mit ihnen spielt und die Furcht die Schwankungen als Tänze von Geistern deutet; es sind kohlen-saures Ammoniak, Phosphorwasserstoff und andere Verwesungsprodukte, die Odlicht entwickeln. Ist die Verwesung zu Ende, so hören die Leuchten auf, — die Todten sind gesühnt. Aber den alten Weibern haben wir doch ein Unrecht abzubitten. Die feurigen Geister über den Gräbern existiren also in That und Wahrheit; ihr Dasein kann nimmer geleugnet werden, ja sogar, daß die

Gespenster nicht von Jedermann gesehen werden,
sondern nur von Auserwählten (den Sensitiven.)“
F. O.

Einem Verbannten.

Leise sinnend ziehn die Wogen
Um des Schiffes flüchtigen Kiel,
Das Dich Armen ohne Heimath
Führt zum gastlichen Ayl.

Langsam schwellt der Wind die Segel,
Und das Schiff, es schießt dahin,
Schneidend durch die grünen Wellen
Eine Meereskönigin.

Und Du lehnest an der Planke,
Starrest träumerisch zum Strand,
Dorten glänzt im Nebelstreife,
Das verlassne Vaterland.

Armer! blicke nicht zurücke,
Lenk' nach Westen Deinen Blick,
In der Heimath droht Dir Wehe,
Westwärts blüht Dein einzig Glück.

Rehre Deutschland zu den Rücken,
Laß dem Schiffe seinen Lauf.
Sieh, das Herz von Muth durchdrungen,
Zu dem Sternenbanner auf.

Adolph Stern.

Linderung.

Dem Menschen zeig' nur immer
Ein lächelnd Angesicht,
Ob auch vor Schmerz in Trümmer,
Das Herz im Busen bricht.

Trägt Du zur Schau ihn offen
In Miene, Blick und Ton,
Darfst Du nicht Mitleid hoffen,
Dir blüht nur Spott und Hohn.

Wie sich die Lotus-Blüthe
Eröffnet dem Mondenstrahl,
Vor Gott nur Dein Gemüthe
Zeig' mit der ganzen Dual!

Wie Blumen im Gefilde
Der Thau hebt frisch geschmückt,
So Gottes Lieb' und Milde
Mit Linderung Dich erquickt.

Friedrich Eisele.

Der Hirte.

Am Gebirge ruht der Hirte,
Sieht umher die Kühe weiden;
Ruhet still, das Haupt gesenket,
Streicht die schön gefleckten Hunde.

Hirte — hört er nicht den Quell! —
Hört er nicht des Baches Rauschen? —
Ihm ist schon der Tag vergangen
Und er schweift auf andern Wegen.

Drunten steht eine Hütte,
Schaut heraus ein schönes Mädchen,
Lächelt freundlich dem Geliebten,
Reicht ihm froh die Hand zum Gruß.

Hoch um's Feuer auf den Bergen
Lagern zechende Genossen,
Nacht ist's, heit're Sennennacht,
Auf der windesstillen Höhe.

Dorthin schweift des Hirten Auge,
Dorthin schweift des Hirten Seele —
Becher klingen, Lieder klingen
Zu der Liebsten Lob und Preise.

Friedrich Althaus.

Die Geschichte vom schönen Dorich und der kleinen Marianne.

Zwei stattliche Reiter des Prinzen (Wilhelm von Preußen) hatten sich im Felde die treueste Freundschaft geschworen. Der Eine, mit krausem, schwarzem Haar, lebensfroh, mit Feuer Augen, der erste Vorreiter des Prinzen. Der Andere, blond, ernster, milder, blauäugig, der erwähnte erste Nachreiter. Es konnte keinen fröhlicheren Gefellen geben, als den schönen, schwarzen, krausköpfigen Dorich. Wenn Dorich austrat in den frischgetünchten gelbledernen Buchsen, den hohen geglänzten Steifstiefeln, der kurzen blauen Jacke mit weißen Metallknöpfen und rothen silberbesetzten Krügen und Aufschlägen, die runde Jockeykappe und die silberdrathüberflochtene Reitgerte tänzelte in seiner Hand, die Sporen klirrten hinter den Absätzen, so war Dorich der Stolz des Marstalles. Dorich schäkerte mit den Mädchen, lachte mit den Frauen, Allen mußte seine frohe, lebenssprühende Art gefallen. Dorich war verheirathet. Er hatte die schönsten Kinder. Aus dem Kriege heimkehrend waren die verbundenen Freunde, Dorich und des Knaben Vater, halbe Franzosen geworden. Wenigstens die Sacres der Pariser konnten sie ohne den Meidinger. Sie hielten eine geschlossene Kameradschaft, die um so enger sie verbinden mußte, als sie in einem und demselben Hause wohnten, in dem nordöstlichen Marstall-Pavillon des Prinzen Wilhelm.

Aber ach, diese Freundschaft wurde auf harte Proben gestellt!

Die aus dem Frankenland heimkehrenden jungen Reiter fanden ihre Frauen wieder, aber leider gegenseitig in Zorn und Haß entbrannt. War es die alte Eifersucht, die seit Chriemhilden und Brunhilden wetteifernde Kriegsgesellen gegen einander stachelt, oder hatte reizbares Frauentumorell keine Veranlassung gefunden, für den Würfel und das Kartenspiel, das die Männer verband, eben so bindende Surrogate, den Kaffee, die Neugier, die Zuträgerei, die Klatschsucht eintreten zu lassen; genug, die beiden Frauen der Freunde haßten sich. Das war aber nicht etwa wie bei uns eine kalte oberflächliche Gleichgültigkeit der Einen gegen die Andre, ein Hinterrücksangreifen, ein Mangel nur an sympathischer Stimmung, wie wir uns haßen, nein, das war ein

Haß, ein Zorn, eine Leidenschaft, wie aus der Heldenjage. Die Kinder der einen Frau den Kindern der andern sich nähernd, wurden mit Gewalt fortgerissen. Das Weib Dorich's, eine hohe, schlanke Gestalt, mager, von brennend stehenden Augen, wie ihr Gatte, bei dem aber diese Kohlenaugen nur vor Lust und Freude funkelten, und die Mutter des Erzählers, kleiner, rundlicher, von blauen Augen, schwarzem Haare und schwarzen Augenwimpern und einer so gewaltigen Charakterregung fähig, daß sie auf ihrer Stimmung festhielt, ob dabei auch mehr als ein Schläreißer biegen oder brechen sollte. . . . Das Pathos dieser Leidenschaften reichte bis an die Tragödie. Beide Frauen waren so angewiesen allein auf Liebe, so allein auf Schonung und Duldung! Denn — verhängnißvolle Wendung! — jede hatte zwar ihre eigene Stube (ohne Kammer!) mit drei Kinderbetten oder wenigstens Plätzen oder Stühlen, aus denen man Abends Betten formen konnte, hatten als Dienstwohnungen diese Löcher zu behaupten, aber beide benutzten dabei nur eine, eine und dieselbe Küche! Brunhild und Chriemhild in einer einzigen Küche! Zwei Feuerflammen vor einem Herde! Beide auf einem und demselben steinernen Estrich ihr Gemüse puzend, ihre Kartoffeln schälend, ihre Erbsen verlesend! Und Gemüse, Kartoffeln und Erbsen auch auf einem und demselben Penatenaltar siedend! Es ist war, eine kleine Scheidewand von Backsteinen trennte den Topf Brunhildens vom Topfe Chriemhilds. Links knisterte an seltenen Tagen der Speck der Einen, rechts brogelte die gebackene Leber der Andern. Die Kartoffeln, die Bohnen und die Erbsen dampften sich dicht neben einander täglich in dieselbe Esse aus, in dieselben schwarzglühenden Wände, auf deren ruhige Krystalle immer gleich kalte, gleich starre Mienen des Hasses fielen. Durch die kalte Küche war eine Demarcationslinie der Neutralität gezogen, die nur beim Eintreten durch die Thür von beiden Parteien überschritten werden durfte; sonst standen Eimer und Schenkerfaß, Schrank und Holzkloß, Hackebrett und Marktkorb, in mathematischer Genauigkeit so gestellt, daß Eins nicht um die Linie in das Gebiet des Andern rückte, es sei denn, daß der kochende Groll eine Veranlassung zum Ausbruch suchte. Suchte! Wie dieser Haß entstanden, ist dem Erzähler unbekannt, aber das ist erwiesen, geringe Leute haßten nicht, wie wir Andern uns haßten — in unserer Bildung! Wir Gesellschaftsfähiggewordenen gehen süß, gehen lächelnd an einander vorüber, meiden uns wohl einmal in ein und demselben Salon, würden aber sogar mit einander in einer Küche fertig werden Jahre lang, wenn uns die Neigung würde, uns unsere Beefsteaks selber zu dämpfen. Aber Naturmenschen? Was wäre ihnen Mäßigung und ein Zügel der Leidenschaft? Feig-

heit! Ein Scheitholz, daß der Einen im Wege liegt, wird mit dem Fuße zur Andern hinweggeschleudert, als wär' es eine giftige Otter. Ein kostbar Gericht, daß die eine Mutter zum Sonntag ihren Kindern bescheeren will, wird bei der Enthüllung aus dem sonnabendlichen Marktkorb von der Andern mit einer lauten Lache begrüßt. Da wird kein Epigramm in das innere Herz zurückgedrängt. Keine Diplomatie tritt an die Stelle des wilden Naturzustandes, der Alles sagt, was er denkt, Alles austobt, was er fühlt, ja jede Gelegenheit ergreift, sich in jenen nervenanspannenden Zorn zu versetzen, der eine rochte, innere Nahrung mancher Seele zu sein scheint und auf sie wie ein berauschesendes Opium wirkt. Dieser schlimme Krieg der Küche, dessen Schlachtfelder zuweilen die große mit Steinen gepflasterte Hausflur bildete, dauerte während des ganzen großen heiligen Befreiungskampfes und wurde, als Napoleon schon längst in St. Helena von Sir Hudson Lowe, vom Magenkrebs und der bittersten Reue über seine verkehrte Menschen- und Welt-Auffassung promethesirt wurde und die großmüthigen Sieger von Belle-Alliance noch immer in den Straßen die erbärmlichsten Pamphlete auf den am St. Helena-Kaukasus langsam Entleberten auszurufen duldeten, noch lustig fortgesetzt zum Jammer der beiden Freunde, die so engverbunden von Paris heimkehrten und durch ihre auf wilde Sitten, Unlust am Frieden, Kartenspiel und geringe Werthschätzung des Geldes begründete „gutbrüderliche“ Einigkeit das Hauskrenz dieses Zwiespaltes nur noch ärger machten.

Da geschah ein Wunder, daß tief in die Herzen dieser Menschen und in die Seele des Knaben griff.

Die Kinder beider Parteien liebten sich so innig, so zärtlich wie die Väter. Und nun nahte sich auch den Müttern ein Engel des Friedens, in weißem Gewande, mit der Palme in der Hand der Engel. . . . des Todes. Des schönen Dorich's jüngstes Kind, ein holder, kraushaariger Schelm von wenig Jahren, ein Mädchen erkrankte. . . . starb. Die kleine lockige Marianne — des Prinzen Gemahlin hieß Marianne — hatte noch vor einigen Tagen so heiter mit dem Knaben gespielt. Dann hieß es: Mariannchen liegt zu Bett! Und dann: Mariannchen ist todt. . . . Dorich, der Vater, weinte. Die Mutter, die kalte Brunhild trug ihren Schmerz mit düstrem Ernst. Das Unglück bei Armen ist noch etwas ganz Anderes, als das Unglück bei den Reichen. Das Unglück des Armen entmuthigt meist seine sittliche Kraft, während den Gebildeten das Unglück sittlich heben und anfeuern kann. Die Armen haben noch nicht unsere Vorstellung von einer allgemeinen gleichen Vertheilung von Leid und Freud. Sie nehmen jede Begegnung des Geschickes

persönlich hin, wie etwas auf sie von bösen Mächten absichtlich Gemünztes, sie fliehen, verstecken sich wie vor der wirklich aus den Wolken langenden Hand des persönlichen Gottes, sie bitten und flehen um gnädige Lebensloose an Gottes Thron, wie an den Stufen eines großen allmächtigen Weltenkönigs und hoffen nur darum das Gute, das Freundliche, das Gnädige, weil ihnen Gott ein ernster, strenger aber meist doch gütiger Vater ist. Der Jammer aber dann doch um ein Mißgeschick wirft den Armen nicht um den Verlust so sehr, wie uns zaghafte verhätschelte Schmensehen, denen mit dem Verlorenen gleich das ganze Dasein weggezogen scheint, nieder; sie wirft der Schrecken, das Entsetzen nieder, das Entsetzen, sich so räthselhaft schlimmen, unheilvollen Mächten verfallen zu sehen und den Finger Gottes so bedenklich gerade auf sie ausgestreckt zu erblicken. Nun ahnen sie die Fülle des Glends, die über sie kommen wird. Sie sind starr, innerlich vernichtet. Und auch Das . . . die strenge, kalte Dorich, eine vortreffliche Mutter, verbarq ihre Thränen, um ihren Schmerz — vor der Feindin nicht sehen zu lassen!

Der Engel im weißem Gewande und der Friedenspalme hatte es eigen beschlossen. Er suchte der eben entschlummerten kleinen Marianne zunächst eine vorläufige Ruhestätte doch noch vor dem Grabe. Sie mußte doch irgendwie außerhalb des Zimmers liegen, wo die stilljammernde Mutter, der zerknirschte Vater, die weinenden Geschwister schliefen. Wo anders war das holde kaltgewordene Kind unterzubringen, als in der Küche? Diese zweien Herrn gebörende Küche, sonst das

Schlachtfeld des Hasses, wurde nun ein Versöhnungsplatz der Liebe. Die Simultanküche wurde Simultankirche, wo zwei Confessionen der Herzen zu demselben Gott der Liebe beteten und ein Glockengeläute jetzt für beide Parteien zum Frieden rief. Der Raum, so enge, so arm, so gedrückt, konnte zum Katafalk der kleinen Leiche — zwei Stühle und ein Strohsack — nur dann ausreichen, wenn von beiden Frauen eine jede etwas von ihrem Gebiete hergab und die gelbe Demarcationslinie des Hasses und der Eifersucht mit dem grünen Zweige der Liebe ausgeweht wurde. Und es geschah so. Die kleine Frau mit den blauen Augen unter schwarzen Wimpern hatte Mariannchen wie ihr eigenes Kind geliebt. Sie rückte trotz des Hasses gegen die Mutter immer schon fort, was dies liebe Kind zum Leben gebraucht hatte, sollte sie nun seinem Tode nicht Platz gönnen? So lag das Kind mit dem blonden Lockenhaupt halb im Gebiete seiner Mutter, halb im Gebiet der Nachbarin, hier das Haupt, dort die Füße und der Heerd wurde zum wirklichen Altar und die Küche ein Asyl der Versöhnung. Ueber dem weißgeschmückten, rosen- und myrtenumkränzten kleinen Kinde reichten die Mütter sich weinend die Hände. Sie blieben ihr Lebelang verbunden, verbunden in einer Liebe. Ja sie holten das Verlorne gleichsam nach. Denn viel stärker, viel emsiger zum Dienen und gegenseitigen Helfen wurde nun ihr Herz, gleichsam um zu zeigen, als hätte schon vom Anbeginn dessen bessere Regung bestanden.

(Schluß folgt.)

Allgemeiner Anzeiger.

178] **Vasell-Kasten**
für Maler sind stets vorräthig in der
Papier- und Kunst-Handlung.

179] **Feinstes**
MACASSAROEL
zur **Erhaltung und Beförderung**
des **Haarwuchses.**

Dieses aus den feinsten Ingredienzien zusammengesetzte, aromantisch-wohlriechende Haaröl dringt seiner außerordentlichen Feinheit wegen leicht in die Poren der Haut und stärkt auf eine wohlthätige Weise die **Wurzeln der Haare** und **belebt die absterbenden**, weshalb es das **sicherste Mittel** ist die **Haare voll, schön glänzend und geschmeidig** zu erhalten; das **Ausfallen und Grauwerden** derselben zu **verhüten**, sowie **fable Stellen wieder**

mit Haaren bewachsen zu machen. Einige Tropfen täglich eingerieben sind hinreichend, um dies zu bewirken, während bei gesunden Haaren das tägliche Einreiben nicht nöthig ist. Das dieses äußerst angenehm riechende Del ebenfalls den **Bartwuchs sehr befördert**, versteht sich von selbst. Für Gera allein zu haben bei
G. F. Ilgen's Erben.

180] **Necht englische Universal-Glanz-**
Wichse von **G. Fleetword** in London empfohlen in Büchsen

G. F. Ilgen's Erben.

181] **Empfehlung.**

Die so beliebten Messingbüchsen zu Streichhölzer und Streichwachskerzchen empfehlen als wieder neu angekommen

Die **priv. Papier- und Kunst-Handlung** in Gera.

Gera, Verlag der Zeitungs-Expedition, Schloß-Strasse Nr. 27. Druck der Zeitungs-Druckerei.
Debit für die Expedition der Frauen-Zeitung im Buchhandel durch **G. F. Ilgen's Erben.**